

Die Neue Welt.

№ 11.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

1881.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

[1880]

Die Schwestern.

Roman von A. Kaufsky.

(10. Fortsetzung.)

Die Schwestern meinten, er solle noch einen Tag zugeben und an diesem nicht von ihrer Seite weichen, das wäre ihr liebster Wunsch. Alfred bedauerte, ihn nicht erfüllen zu können, sein Professor, der ihn als Mitarbeiter bei mehreren Bestellungen angenommen und ihn dafür bezahle, hätte nur ungern in diesen kurzen Urlaub gewilligt; durch eine Unpünktlichkeit, durch ein Nichteintreffen könnte er ihn erzürnen und dieser Mitarbeiterchaft verlustig gehen. Sie müßten demnach schon einen Wunsch erfinden, der sich erfüllen ließe. Die Schwestern behaupteten lachend, sie hätten keinen.

„So, ei?“ machte Alfred, „und doch erzählte mir Fritz, daß ein gewisses Mädchen, das er kenne, ihm vertraut hätte, wie über alles gern es den morgigen Ball besucht hätte.“

„O, das heißt,“ erwiderte Minna rasch, gleichsam entschuldigend, „ich hätte Malchen gerne hingeführt, da sie noch niemals auf einem Balle gewesen ist, nicht wahr, Malchen?“

„Nun ja, ich hätte mir's gerne einmal angesehen, aber es sind mehrere Gründe, die sich diesem Wunsche entgegensetzen.“

„Der vornehmste war ich, nicht wahr, Kinder? Ihr wolltet mich an dem letzten Abend meines Hierseins nicht allein lassen.“

„Das geschieht auch nicht, Alfred, du bist uns lieber, als jeder Ball.“

„Wenn aber der Alfred mit sammt dem Ball zu genießen wäre? Was sagtet Ihr dann dazu?“ Die Mädchen fuhren auf — in ungewisser Freude ihn anblickend.

„Wie, wär's möglich, du wolltest?“

„Ja, ich will; wir gehen auf den Ball, ich führe euch hin.“

„Du, du Alfred!“

„Nun, weshalb erscheint euch denn dies so ganz unglaublich, so ganz ungeheuerlich?“ rief er fast geärgert.

„Aber du, du wolltest doch reisen?“

„Ich reise auch, aber der Zug fährt, glaube ich, um Mitternacht, da kann ich vorher doch tanzen.“

Minna sprang auf und fiel dem Bruder um den Hals. Sie jubelte laut.

„Aha,“ lachte Alfred, „jetzt kommt die Heuchelei an den Tag, und auch Malchen war für dich nur ein verschämter Vorwand, du freust dich selbst am meisten darüber.“

„Ach ja,“ rief Minna, voll Entzücken in die Hände schlagend, „ich tanze so gern, ach so gern!“

„Natürlich, mit ihrem Fritz,“ bemerkte Malchen naseweis.

Minna rannte in freudiger Erregung hin und her. „Herr-

gott, und der Ball ist morgen schon, da heißt's jetzt, Toiletten richten.“

„Richten?“ spottete Malchen, „du willst sie richten, aber da müßten sie doch vorher da sein, ich bin mir keiner Balltoilette bewußt, ich weiß nicht, was wir anziehen werden.“

„Mädchen finden für solche Gelegenheiten immer etwas, da zeigt sich ihr ganzer Scharfsinn,“ behauptete Alfred.

„O, ich werde auch etwas finden,“ versicherte Minna in fröhlichem Eifer, „verlaßt euch darauf.“ Sie stürzte zu dem Kasten, und begann alle Laden herauszuziehen.

Alfred sagte, er wolle sie in dieser hochwichtigen Beschäftigung und bei diesen Berathungen nicht stören und sich zurückziehen. Er näherte sich Minna, die in den Laden wühlte, um ihr die Hand zu geben; bei dem zufälligen Blick, den er in diese Interieurs warf, mußte ihm ein Gegenstand besonders aufgefallen sein. Er langte darnach. Es war die goldne Münze, welche Minna noch in Verwahrung hatte.

„Ei, sieh doch,“ rief er verwundert, „wer hat mir denn gesagt, daß irgendein armes Mädchen in plötzlicher Verlegenheit sei und auf den Erlös dieses Goldstückes ungeduldig harre? — Nun,“ sein Ton wurde noch launiger, „ihr laßt sie harren, diese Arme, — oder war diese Verlegenheit vielleicht doch nicht so groß?“ Er nahm seine Schwester bei der Hand und sah ihr mit forschendem Lächeln gerade in die Augen. Sie erröthete stark, brach aber dann in ein schelmisches Lachen aus.

„Plötzliche Verlegenheiten können durch plötzliche Zwischenfälle aufgehoben werden; mein armes Mädchen brauchte das Geld nicht mehr, da das, was damit erreicht werden sollte, von selber gekommen ist;“ sie lachte noch stärker, „ja, ganz von selber gekommen. Aber sieh mich nicht länger so durchbringend an, du erfährst nichts weiter, gewiß nicht, ich darf und will's nicht sagen, sie hat mir's verboten.“

„Sie, Marie? Und sie will, daß es mir, grade mir verborgen bleiben soll?“

Minna hielt sich den Mund zu.

„Sie kennt mich also, und es existirt eine gewisse Beziehung zwischen uns? Ich bitte dich, sage mir das.“

„Herr Bruder, ich finde, daß du schrecklich neugierig geworden bist.“

„Ihr habt mich dazu gemacht, ihr sprecht ja immer nur von diesem Mädchen,“ sagte er mit einiger Heftigkeit.

„Wir? O nicht doch, du sprichst von ihr.“

„Und kennt ihr wirklich nur diese eine Marie, oder gibt es noch eine andere?“

„Ein halbes Duzend wenigstens. Aber nur Geduld, auf dem Ball sollst du sie alle kennen lernen.“

Alfred machte eine abwehrende Bewegung.

„Davor bewahre mich der Himmel, das wäre zuviel. Wohl-gemerkt, ihr werdet mich niemand vorstellen, als dem ich vor-gestellt zu werden wünsche, und nun Adieu!“

Er winkte den Schwestern zu und ging. Er fühlte, daß er das tiefe Interesse, das er an dieser Marie nahm, nur allzu deutlich schon verrathen hatte; aber er hatte doch auch einiges über sie erfahren. Aber war diese Marie auch dasselbe Mädchen, das er getroffen? Er wünschte es, er wußte selbst nicht, warum. Aber die Zeit, die noch vergehen mußte, ehe er darüber Gewißheit erlangen konnte, dünkte ihm unerträglich lang. Er beschloß, den Bürgermeister aufzusuchen, Matthens Vormund; er hatte diesen notwendigen Besuch immer verschoben, heute würde er ihn zerstreuen, hoffte er.

Indessen kramte Minna immer eifriger in allen Kästen herum, und sie brachte ein weißes, stark vergilbtes Kleid von Linnon und eine unglauubliche Menge von alten, sehr alten und sehr wichtigen Putzgegenständen zum Vorschein. So oft sie eine solche Reliquie aufstöberte, begrüßte sie sie mit einem lauten Ausruf und einem vergnügten Lachen.

„Ja, jetzt heißt sich's schön machen,“ rief sie, „sehr schön, damit wir uns neben unserm eleganten Alfred sehen lassen können.“

Amalie blieb am Stichtahnen, sie war keineswegs so phantasie-voll, wie ihre Schwester, und sie betrachtete die Dinge und sogar diesen ihren ersten Ball, viel nüchterner.

„Aber mit was willst du uns denn schön machen?“ fragte sie endlich etwas ungeduldig, „ich sehe keine Möglichkeit dazu. Du kannst im Notfalle das alte, weiße Tarlatankleid anziehen, ob-schon es sehr gelb aussieht.“

„Das bekommt bei Licht erst einen feinen Ton, gib acht, und wenn das ausgebügelt ist,“ — Minna strich mit der Hand darüber hinweg — „wunderschön wird es noch.“

„Kann sein, aber ich habe das nicht einmal.“

„Keine Angst, Herz, ich werde dir schon etwas zusammen-richten. Ach, ich freue mich, ich freue mich wie ein Kind!“ Sie schlug in die Hände, dann lief sie von der Schwester wieder zum Tisch, der in der Mitte des Zimmers stand. „Sieh nur, Malchen, diese Unmasse von Bändern und Blümchen.“

„Und schönfarbigen Fliedrestchen,“ fügte die jüngere halb humo-ristisch, halb ärgerlich hinzu. „Ich kenne dich, du wirst mir daraus eine Harlekinsjade zusammenstopfeln, — o ja, du bist das im stande, und aus dem andern Plunder wirst du mir eine Unzal Anhängsel und Schleifen fabriziren, aber dann fehlt mir noch immer der Rod.“

Minna kraute sich in den Haaren. „Das ist richtig, ein Kleid ist die Hauptsache.“

„Ich dünkte auch; ich müßte nur mein schwarzes anziehen, aber es ist auch nicht mehr schön.“

„Warum nicht gar, schwarz, so ein junges Mädchen, das muß ganz licht, ganz duftig —“

„Ja, licht und duftig,“ spottete Malchen, „aber woher denn nehmen? Licht und duftig, — da müßte ich mich nur in den alten Vorhang wickeln.“

Minna lachte, dann warf sie die schöne Auslese von qua-drirten, gestreiften und geblumten Bändern aus Mamas Nach-laf wieder auf einen Haufen und slog auf die Schwester zu.

„Ich hab's, ich hab's!“ rief sie triumphirend. „Und du wirst licht und duftig und die schönste von allen sein; aber Geduld, mein Herzchen.“ Sie küßte sie.

Malchen sah sie etwas ungläubig an. „Geh, was meinst du denn?“

„Erinnerst du dich noch an die großen Couvertdecken von Papas und Mamas Betten?“

„Aus großgeblumtem Biz?“

„Ja, sie müssen auf dem Boden sein.“

„Nun, du wirst sie doch nicht für mich herunterholen wollen?“

„Ich mache dir ein Kleid daraus.“

Malchen sah empört auf, sie wußte nicht, ob sie lachen oder weinen sollte.

„Du bist abscheulich, du willst mich zum besten halten.“

„Bewahre, Malchen, ich werde —“

Malchen hielt sich die Ohren zu und stampfte voll Indignation mit dem Fuße auf.

„Gib dir keine Mühe, ich werde nicht im großgeblumten Biz mich zeigen, ich will nicht zum Gelächter dienen, da bleibe ich lieber zuhause.“

„Aber laß mich doch ausreden, du Kind, ich habe ja eine geniale Idee. Diese Couvertdecken sind mit weißem, sehr feinem Musselin gefüttert, ich trenne ihn heraus, ich wasche und stärke und bügale ihn, und passe auf! morgen Abend hast du ein neues, lichtiges, duftiges Kleid.“

„Das ist nicht möglich.“

„Verlaß dich drauf.“

„Aber da muß ich —“

„Du hast vor der Hand nichts dabei zu tun, stide nur fort, ich werde dich überraschen.“

„Ah, Minna, du kannst dich solchen Illusionen hingeben.“

„Und du bist ein kleiner Philister, der an allem menschlichen Biz verzweifelt, weil er selber keinen hat; aber warte, du sollst mich morgen um Verzeihung bitten.“

Sie nahm ein Tuch und schoß wie ein Blitz zur Thür hinaus. Sie stieg auf den Dachboden.

Nach einer Weile kehrte sie zurück, ein altes, argverstaubtes, ungemein verknülltes Zeug mit sich schleppend. Sie hütete sich, damit der Schwester vor die Augen zu kommen, sie blieb in der Küche und trennte hastig den Musselin ab, den sie sogleich ein-weichte, um nach einiger Zeit die weitere Prozedur des Waschens und Plättens vorzunehmen.

Das Mittagessen der Mädchen bestand an diesem Tage nur aus Milchreis. Minna behauptete, sie habe keine, durchaus keine Zeit, etwas anderes zu kochen, und sie schickte deshalb Alfred in die Restauration „zum goldnen Löwen“, wo Fritz gewöhnlich zu speisen pflegte. Die jungen Männer kehrten etwas spät am Nach-mittage zurück, und da die Schwestern noch immer mit Ball-angelegenheiten beschäftigt waren, so blieb Alfred auf seinem Zimmer bis zu der späten Nachmittagsstunde, wo er gewöhnlich das Haus verließ, um einen Spaziergang in die Umgebung zu unternehmen. Fritz begleitete ihn nicht. Er war diesen Tagen von einer neuen Komposition sehr in Anspruch genommen, er hatte ein Trockenöl erfunden, das, seiner Meinung nach, herrliche Resultate liefern mußte. Er probirte und suchte diese zu studiren, und strich zu diesem Behufe alles nur mögliche und ihm erreich-bare an. Er war soeben dabei, einen Kasten mit seinem Trocken-öl zu überziehen, als Minna, den gewaschenen und fein durch-geplätteten Musselin am Arme, an seine Thür klopfte. Er strich und sang dabei und hörte das Klopfen nicht. Erst auf ein zweites, stärkeres, rief er laut: „Herein!“

Als er Minna eintreten sah, ein Fall, der sich bisher nur gar selten ereignet, erröthete er vor Entzücken und eilte ihr, noch den Pinsel in der Hand, entgegen.

„Minna!“ rief er.

„Zurück von meinem Musselin!“ gebot sie, diesen an die Brust drückend. „Kommen Sie mir nicht zu nahe, solange Sie diesen abscheulichen Pinsel in der Hand haben, denn daß Sie's nur wissen, das ist ein Ballkleid.“

Fritz warf den Pinsel beiseite.

„Es ist also wahr, wir gehen auf den Ball und werden zu-sammen tanzen, — das wird herrlich!“

Er glaubte nur, ein Recht zu haben, ihre Hand zu erfassen, aber sie wehrte noch immer ab.

„Erst muß ich's in Sicherheit gebracht haben, mein Kleid, aber wohin? Bei Ihnen sieht es wieder schön aus, Herr Berger.“ Er lachte und wies auf die Gegenstände ringsum.

„Du siehst mich hier umgeben von Zeugen meiner That, aber leider, ich fürchte — sie stinkt zum Himmel, diese That.“

Minna rümpfte lachend ihr Näschen.

„Ach ja, ganz entsetzlich. Fritz, ich werde es hier nicht aus-halten können.“

„Du willst bei mir bleiben?“ rief er voll jäher Freude. „Aber so wirst doch einmal dieses Zeug weg, damit ich dir näher treten kann,“ bat er.

„Wenn aber alles voll ist!“

„Legen wir's aufs Bett, die Polster habe ich verschont.“

So geschah es auch und die beiden Liebenden fanden jetzt erst Gelegenheit zu der für Liebende passenden Begrüßung. Fritz wollte damit immer wieder von vorne anfangen, aber Minna meinte, sie hätte keine Zeit, zu tändeln, sie müsse heut noch sehr, sehr fleißig sein, und sie sei eben hergetommen, um seine Hülfe mit in Anspruch zu nehmen. Er versicherte, er sei zu allem bereit, sie möge nur befehlen. Sie wies wieder auf den Musselin.

Es sei eine Ueberraschung für Mädchen, erklärte sie, ein Ballkleid, das heißt, sie wolle erst ein solches daraus machen.

„Das wollen wir schon vollbringen,“ versicherte er, „ich kann sehr gut zuschneiden, und nähen kann ich auch.“

Sie mußte unwillkürlich zu ihm aufsehen, der so hoch und stattlich vor ihr stand und dessen scharfgeschnittenes, kühnes Gesicht mit den blühenden Augen so garnicht der Tradition eines Schneidergesellen entsprach. So erschien ihr denn sein Antrag allzu drollig, und sie mußte herzlich darüber lachen.

„Nein,“ sagte sie, „dergleichen will ich Ihnen nicht zumuthen.“
 „Sie?“ wiederholte er gedehnt und runzelte dabei die Brauen.
 „Sind wir nicht allein und gönnst du mir da nicht das trauliche, Du?“

„Du!“ sagte sie, und wie sagte sie's.
 Ein Kuß lohnte sie dafür, aber der Lohn schien ihm noch zu gering. Minna versicherte aber, sie müsse sich nun ernstlich mit dem Ballkleid beschäftigen.

„Siehst du,“ erklärte sie, „das ist ein alter Stoff, den ich gewaschen habe, ganz weiß ist er nicht mehr geworden und er sieht recht unscheinbar aus.“

„Sehr hinfällig, man pflegt das feig zu nennen.“
 „Aber ich habe Mädchen versprochen, ein schönes Kleid daraus zu machen.“

„Ich fürchte sehr, du wirst dies Versprechen nicht halten können.“

„Aber Fritz, dann geht sie nicht, und dann gehe ich auch nicht, und dann —“

„Dann könnte ich nicht mit dir tanzen? Minna, es ist mein sehnlichster Wunsch, er muß erreicht werden, und wenn wir zaubern müßten.“

„Ja, zaubern, das wollen wir,“ rief Minna, das Wort auf-fangend, voll fröhlichen Uebermuths. „Wir wollen Rosenknöspschen darauf hinzaubern, in solcher Anzahl und Menge, daß man vor den Blümchen den Stoff nicht sieht.“

„Versteh ich dich recht, wir werden sie darauf malen?“

„So ist's.“

„Aber das ist ja eine herrliche Idee.“

„Die Idee ist von mir.“

„Dafür muß ich dich küssen.“ Er ließ die Tat dem Worte folgen.

„Aber Fritz, wir müssen sehr fleißig sein.“

„Nun ja, wir werden fleißig malen und küssen.“

„Ich weiß nur nicht recht, wie wir das machen werden.“

„Das Küssen?“

„Nein, das Malen!“

„Wir malen mit Leimfarbe, das trocknet sogleich —“

„Und patroniren die Knöspschen auf den Stoff.“

„Bravo, du hast Erfindungsgeist. Was sind wir für ein Paar! Wie werden wir unsre Hauswirthschaft einrichten! Praktisch und billig; ich werde dir alle Kleider malen, und unsre Möbel —“

„Die wirst du mit Trocknöl anstreichen, das, wie mir scheint, die Eigenschaft hat, daß es niemals trocknet. Da, es klebt alles, sogar der Tisch, — aber Fritz, Fritz!“

„Ja, auch der Tisch,“ gestand Fritz reumütig.

„Wohin sollen wir aber den Stoff ausbreiten, um ihn zu malen?“

Fritz überlegte einen Augenblick, dann brachte er eine Anzahl Reißbretter und legte sie über die Tischplatte.

„So, das ist rein und sicher,“ sagte er; „und nun will ich gleich den Leim kochen und die Farbe mischen.“

„Das werde ich machen, Fritz, hier am Spiritus, schneide unterdessen die Patrone.“

So tummelten sie sich voll regen Eifers, voll glücklicher Geschäftigkeit hin und her. Und aus dem alten Deckenfutter der seligen Eltern erblühten alsbald zarte rosa Knöspschen unter ihren Händen, und auch in ihrem Herzen knospete es und blüete es. Sie waren in der Rosenzeit der ersten Liebe und in der glücklichsten im Menschenleben, besonders wenn die Liebe so rein und so genügsam bleibt, wie hier.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die geistigen Geseke, denen der Fortschritt der Civilisation unterworfen ist. (1. Fortsetzung.)

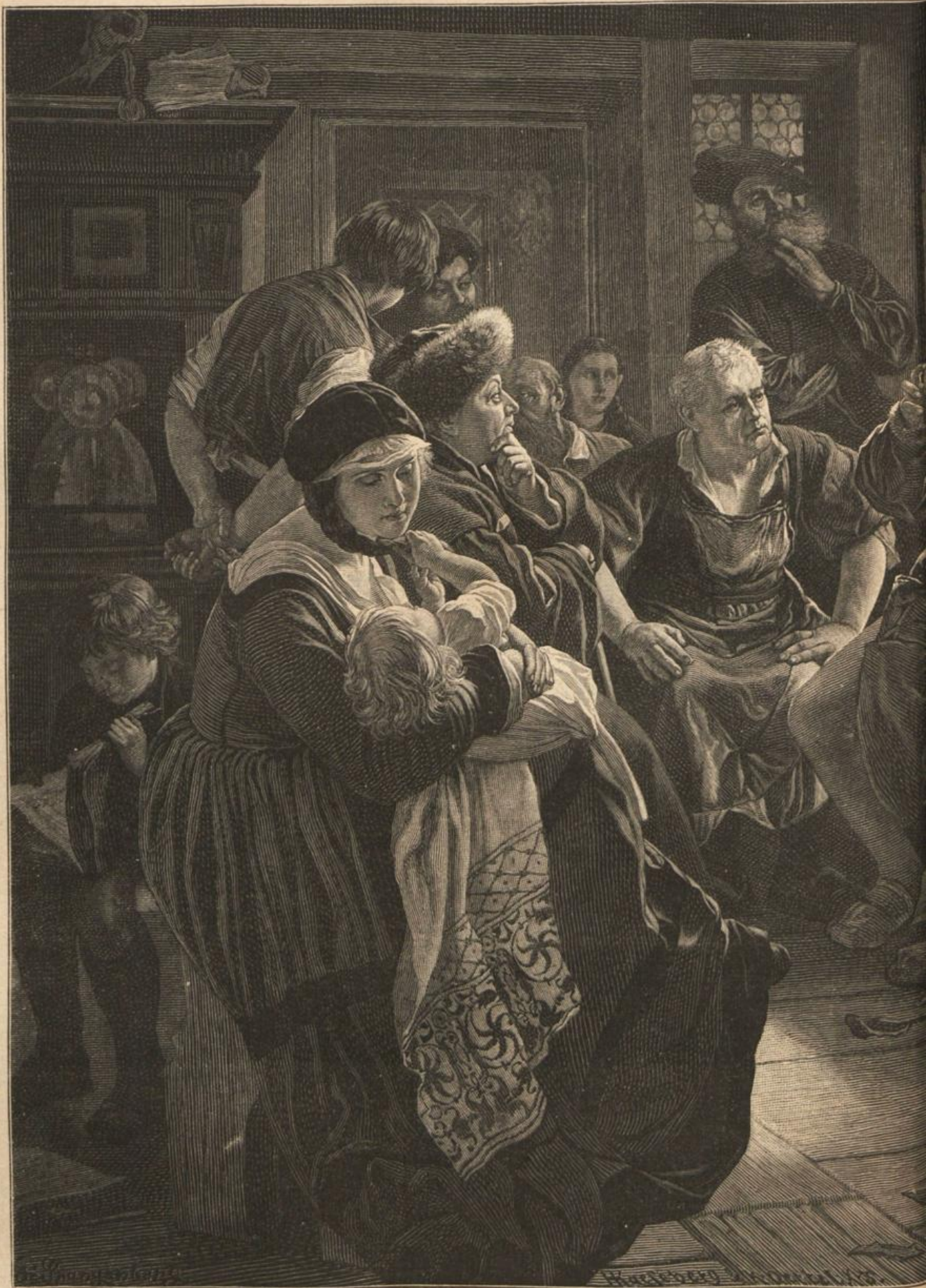
Der Verbreitung von Kenntnissen, und nur ihr allein, verdanken wir das allmälige Aufhören des größten Uebels, welches die Menschen je sich selber zugefügt. Denn daß religiöse Verfolgung ein größeres Uebel ist, als irgendein anderes, leuchtet ein, nicht sowol aus der unendlich großen, ja fast ungläublichen Zahl ihrer bekannten Opfer, als aus dem Umstande, daß die unbekannteren viel zahlreicher sein müssen, indem die Geschichte uns keine Nachricht gibt von denen, die körperlich verschont wurden, damit sie geistig desto mehr leiden möchten. Wir hören viel von Märtyrern und Glaubenszeugen, von denen, welche durch das Schwert umkamen oder vom Feuer verzehrt wurden, aber wenig von der viel größeren Zahl derer, welche durch die bloße Drohung der Verfolgung zum äußerlichen Aufgeben ihrer Ansicht getrieben wurden und dann, zu einem Abfall, vor welchem sich das Herz entsezt, gezwungen, ihr ganzes übriges Leben in der Ausübung einer fortdauernden, erniedrigenden Heuchelei zugebracht haben. Dies ist der wahre Fluch religiöser Verfolgung. Wenn die Menschen gezwungen werden, ihre Gedanken zu verbergen, so entsteht die Gewohnheit, sich durch Verstellung zu sichern und Straflosigkeit durch Betrug zu erkaufen. So wird der Betrug eine tägliche Nothdurft, Heuchelei eine Gewohnheit des Lebens, die ganze Haltung des öffentlichen Denkens verdorben und die Masse des Lasters und des Irrthums furchtbar vermehrt.

Ein anderes Uebel, welches der Menschheit unendliche Leiden verursacht hat, ist ohne Zweifel das Kriegführen. Auch hier werden wir finden, daß jede Vermehrung der Intelligenz ein schwerer Schlag für den kriegerischen Geist gewesen ist. Mit den intellektuellen Erwerbungen eines Volkes vermindert sich die Neigung zum Kriege; in völlig barbarischen Ländern gibt es keine solchen Erwerbungen, der Geist ist eine leere, dürre Wüste, und so bleibt nichts übrig, als Tätigkeit nach außen; persönlicher Mut erscheint als das einzige Verdienst. Der Mann gilt nichts, der keinen Feind getötet hat, und sein Ruhm wächst mit der Zahl der getöteten Feinde. Von diesem Zustand der Wildheit bis zu der Höhe der Civilisation führt eine lange Stufenleiter; auf jeder Stufe verliert die Herrschaft der Gewalt etwas und gewinnt

die Macht des Gedankens. Langsam, eine nach der andern, erheben sich die intellektuellen und friedlichen Klassen; zuerst werden sie von den Kriegern tief verachtet, dennoch fassen sie allmällich Boden, nehmen zu an Zahl und Macht und schwächen bei jedem Zuwachs den alten kriegerischen Geist. Handel, Verkehr, Industrie, Geseke, Diplomatie, Literatur, Wissenschaft, Philosophie — alles dies war ursprünglich unbekannt und wurde dann zu einer besondern Aufgabe für eine besondere Klasse, deren jede nun für das Ansehen ihres Tätigkeits- oder Wissenszweiges nach Kräften wirkte. — So wird mit dem Fortschritt der Kultur ein Gegengewicht erlangt und der kriegerische Eifer durch Beweggründe aufgewogen, von denen nur Kulturvölker geleitet werden können, weil sich bei ihnen gewisse Klassen der Gesellschaft gebildet haben, welche bei der Erhaltung des Friedens interessiert sind und deren vereintes Gewicht genügt, den Klassen, in deren Interesse der Krieg liegt, die Wage zu halten*. In einem zurückgebliebenen Zustande der Gesellschaft drängen sich hervorragende Talente zur Armee, so wie aber die Gesellschaft sich weiter entwickelt, eröffnen sich neue Quellen der Tätigkeit und entspringen neue Berufsarten, die einen wesentlich geistigen Charakter haben und dem Talent Gelegenheit zu edlerem Erfolge bieten.

Während in der alten Geschichte die Hauptkrieger nicht nur Männer von bedeutender Bildung, sondern auch von umfassendem Geiste und in jeder Hinsicht die ersten ihrer Zeit waren, wie Themistokles, Epaminondas, Perikles, Alcibiades, Demosthenes, Thucydides, Xenophon und viele andre, finden wir dagegen in der neueren Geschichte, seit dem sechzehnten Jahrhundert, unter dem Kriegerstand nicht zehn Schriftsteller, welche jene Alten als Autoren oder Denker erreicht hätten. Selbst Gustav Adolf, Friedrich der Große, Cromwell, Washington, Napoleon können nicht für tiefe Denker in schwierigen Gegenständen gelten und haben auch nichts Bedeutendes zu dem Schatz unsrer Wissenschaft hinzugefügt.

* Für unsere europäischen „Kultur“völker teilweise noch Zukunfts-mußt.





Dieser Unterschied der militärischen Genies in der alten und neuen Zeit ist auffallend; er läßt sich aber augenscheinlich auf den Umstand zurückführen, daß jetzt wegen der unendlichen Zunahme geistiger Beschäftigungen nur wenig hochbefähigte Menschen einen Stand wählen, zu dem sie sich im Altertum mit Eifer drängten, weil sie da am besten ihre Fähigkeiten verwerten konnten, welche in höher civilisirten Ländern besser zu verwenden sind.

Diese wichtige Veränderung war aber das langsame Werk vieler Jahrhunderte, und nur das allmähliche, aber anhaltende Uebergreifen der fortschreitenden Wissenschaft vermochte die mächtigsten Geister von den Künsten des Krieges zu denen des Friedens herüberzuziehen.

Von den verschiedenen Ursachen, welche diesen Fortschritt bewirkt haben, ist die Erfindung des Schießpulvers eine der wichtigsten. Vor dieser Zeit war fast jedermann Soldat; stehende Armeen waren gänzlich unbekannt, das Kriegshandwerk hatte keine abgeforderte Existenz oder, richtiger gesagt, alle anderen Beschäftigungen gingen in dieser einen auf. Nur der geistliche Stand machte eine Ausnahme, sodas Krieg und Theologie die einzigen Berufszweige waren, über welchen alles wahrhaft Wichtige vernachlässigt wurde; es gab Priester und Krieger, Predigten und Gesechte die Hülle und die Fülle, aber weder Handel noch Verkehr, noch Fabriken, keine Wissenschaft, keine Literatur, aber durch das Schießpulver wurde die Kriegskunst kostspieliger und verwickelter, es wurden Uebung und Disziplin notwendiger, und man fand es rätlich, große Menschenmassen bloß für den Krieg abzurichten und ihren Stand soviel als möglich von den anderen Beschäftigungen zu trennen, womit sich früher alle Soldaten gelegentlich während der kurzen Friedenspausen abgegeben hatten. So bildeten sich stehende Armeen und zugleich eine entschiedene Klust zwischen dem Soldaten und dem Bürger und ein eigener Militärstand, welcher verhältnismäßig nur aus einem kleinen Teil der Bürger sich zusammensetzte und es den übrigen überließ, anderen Berufsgeheimnissen nachzugehen. Nach Adam Smith kann unter den civilisirten Völkern des neuern Europa auf die Dauer nur der hundredste Teil der Einwohner eines Landes zum Militärdienst verwendet werden, ohne das Land, welches die Kosten dafür trägt, zugrunde zu richten.

Auf diese Weise entwöhnten sich allmählich große Menschenmassen ihrer alten kriegerischen Sitten; sie wurden zum bürgerlichen Leben gezwungen und ihre Kräfte für die früher vernachlässigten Künste des Friedens nutzbar gemacht. Die Folge war, daß sich eine eigne Mittel- oder intellektuelle Klasse bildete, welche jene Eroberungslust zu zähmen begann. Im allgemeinen entwickelte diese Klasse zuerst im 14. und 15. Jahrhundert eine unabhängige Tätigkeit, welche aber erst im 16. eine bestimmte Form annahm, zunächst in religiösen Kämpfen zutage trat und im 17. Jahrhundert erst praktische Energie zeigte, sich gegen die Mißbräuche der Regierungen wandte und eine Reihe von Aufständen verursachte, denen kaum ein Teil von Europa entging und welche im 18. und 19. Jahrhundert sich auf jeden Zweig des öffentlichen und Privatlebens erstreckte, Erziehung verbreitete, die Gesetzgeber unterrichtete, die Könige beschränkte und vor allem der Oberherrschafft der öffentlichen Meinung eine sichere Grundlage bereitete, einer Macht, welche jetzt nicht nur konstitutionelle, sondern selbst die despotischen Herrscher beachten müssen.

Eine zweite intellektuelle Bewegung, durch welche die Liebe zum Kriege geschwächt wird, ist neueren Ursprungs und hat ihre natürliche Wirkung noch nicht vollständig ausgeübt. Es sind dies die Entdeckungen, welche durch die politische Dekonomie gemacht worden sind, einen Wissenszweig, von welchem die Alten keine Ahnung hatten, dessen praktischer Wert aber nicht leicht überschätzt werden kann und der, vielleicht nur den fortgeschrittensten Denkern vollständig bekannt, allmählich auch von Männern gewöhnlicher Bildung anerkannt wird.

Handelseifer suchte war früher eine der Hauptursachen der Kriege und gründete sich auf die sehr irrige, aber sehr natürliche Meinung, daß die Handelsvorteile von der Handelsbilanz abhängen und daß, was ein Land gewinne, ein andres verlieren müsse. Reichtum, glaubte man, bestände bloß in Gelde, und es sei deswegen das wesentliche Interesse eines jeden Volkes, wenig Waren und viel Geld einzuführen. Wo dies nicht der Fall war, hieß es, verliere man seine Hülfquellen, ein andres Land übervorteile uns und bereichere sich auf unsere Kosten. Dagegen hielt man Handelsverträge für das einzig wirksame Mittel, wodurch das Volk, welches uns den Schaden zufügte, genötigt werden würde, mehr von unsern Waaren zu nehmen und uns mehr von seinem Golde zu geben. Wenn es sich aber weigern würde, den Vertrag zu unterzeichnen, so müßte es durch einen Krieg dazu gezwungen werden.

Dieses Verkennen der wahren Natur des Verkehrs zeigte sich früher allgemein; selbst die besten Politiker waren darin befangen, und so wurde es nicht nur unmittelbar eine Veranlassung zum Kriege, sondern erhöhte auch noch den Nationalhaß, der zum Kriege reizt, da jedes Volk meinte, es hätte ein direktes Interesse daran, den Reichtum seiner Nachbarn zu vermindern. Die Folge war, daß der Handel durch wiederholte unbequeme Anordnungen gestört wurde, indem die europäischen Staatsmänner es für die Pflicht jeder Regierung hielten, den Handel ihres eignen Volkes durch den Schaden, den sie dem Handel anderer zufügten, zu begünstigen.

So wurde der Gedanke an eine wirkliche Gegenseitigkeit unmöglich, mit jedem Handelsvertrage suchte eine Nation eine andre zu übervorteilen; jeder neue Tarif war eine Kriegserklärung, und ein Geschäft, welches das friedlichste von allen sein sollte, wurde eine Ursache nationaler Eifer suchte und nationalen Hasses, durch welche der Krieg am meisten befördert wird. Aber gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurde von Adam Smith die politische Dekonomie durch Erforschung der Geseze, welche das Entstehen und die Verteilung des Reichtums bestimmen, zu einer Wissenschaft erhoben. Man gelangte zu der Einsicht, daß Gold und Silber nicht Reichtum, sondern nur Vertreter von Reichtum sind, daß Reichtum nur in dem Werte besteht, den Geschicklichkeit und Arbeit mit dem rohen Stoff zu verbinden wissen, und daß das Gold einem Volke zu nichts andrem nützt, als zur Erleichterung der Zirkulation seiner Reichtümer. Man begriff, daß, wenn man den Handel frei läßt, seine Vorteile jedem Lande zugute kommen, welches sich dabei beteiligt; daß, wenn es kein Monopol gibt, die Handelsvorteile notwendig gegenseitig sind; daß sie, weit entfernt, von der Masse des empfangenen Geldes abzuhängen, einfach von der Leichtigkeit abhängen, womit sich ein Volk der Waaren entledigt, die es am wolfeilsten hervorbringt, und womit es dafür diejenigen wiedererhält, die es nur mit großem Kostenaufwand erzeugen könnte, welche aber hingegen das andre Volk, infolge der Geschicklichkeit seiner Arbeiter und der günstigen Naturverhältnisse seines Landes, billiger liefern kann. Hieraus folgte, daß es in demselben Maße absurd wäre, die Berarmung eines Volkes, mit dem wir handeln, herbeizuführen, wie es von Seiten eines Kaufmanns töricht sein würde, den Bankrott eines guten Kunden zu wünschen.

Der früher oft kriegerische Handelsgeist ist jetzt unwandelbar friedlich. Obgleich von hundert Kaufleuten kaum einer mit den Gründen vertraut ist, worauf sich diese ökonomischen Entdeckungen stützen, so hindert doch das die gute Wirkung nicht, welche diese Entdeckungen auf ihre Gesinnungen hervorbringen. Während daher allerdings nur wenige Kaufleute mit der politischen Dekonomie bekannt sind, so verdanken sie dennoch einen großen Teil ihres Reichtums den Nationalökonomien, welche die Hindernisse hinweggeräumt haben, die die Unwissenheit der Staatsregierungen dem Handel in den Weg legte. (Fortsetzung folgt.)

Heinrich Heine.

Ein Lebens- und Charakterbild. Von Dr. Max Vogler.

(1. Fortsetzung.)

Heine's stilles, zurückgezogenes Leben in Göttingen wurde bald durch eine leidige Duellgeschichte, die hier keine weitere Beachtung verdient, unterbrochen; der junge Dichter erhielt als derjenige, welcher die Herausforderung zum Zweikampf mit Pistolen vollzogen hatte, das Consilium abeundi (den Rat, abzugehen) auf

ein halbes Jahr, und er verließ daher, wol ohne besonderes Mißvergnügen über diesen zwangsweisen Abschied, die Universitätsstadt, um sich — Ende Januar 1821 — nach Berlin zu begeben und auf der dortigen Hochschule seine Studien fortzusetzen.

„Das Schicksal hätte der geistigen Entwicklung H. Heine's nicht leicht eine größere Gunst erweisen können, als indem es ihn von Göttingen nach Berlin verschlug. Aus der Rumpellammer todter Gelehrsamkeit trat er an den Herd der weltbewegenden philosophischen Gedanken des Jahrhunderts, — aus den engherzig abgeschlossenen studentischen Kreisen und der Isolirzelle des Poetenstübchens in das gesellige Leben der Residenz und den Verkehr mit der Elite der Geister, — aus den phantastischen Nebelträumen der Romantik mitten in die bunt erglänzende Tageshelle der Wirklichkeit.“

Mit diesen Worten charakterisirt Ad. Strodtmann treffend die Bedeutung, welche in diesem Aufenthaltswechsel des Dichters lag.

Allerdings gab es auch in Berlin manches, was Heine keineswegs angenehm berühren konnte. Das preussische Volk seufzte unter der drückendsten Reaktion, und die akademische Jugend, die gehofft hatte, aus dem Blut der „Freiheitskriege“ den jungen Baum der Freiheit erwachsen zu sehen, war durch die Demagogengeheze zu unwilligem Schweigen verurteilt.

Das öffentliche Leben in Berlin konzentrierte sich vor allem in der Theater-, Konzert- und Ballschwärmerie. Hatte die romantische Poesie sich bei den Berlinern keiner sonderlichen Wirkung zu erfreuen, so war es hingegen die Musik, „die romantischste aller Künste“, welche damals in Berlin zu hoher Geltung gelangt war.

Wenngleich Heine nach längerem Aufenthalt in der preussischen Hauptstadt sehr richtig über dieses bunte, geräuschvolle Treiben und über die blöde Zerstreungssucht des damaligen Berlin urteilte, so berauschte und blendete ihn doch der erste Eindruck, den er zunächst von alledem erhielt. Mit heftigem Verlangen tauchte er in die flutenden Wogen dieses stimmernden und tönenden gesellschaftlichen Lebens.

Es dauerte aber nicht lange, bis Heine Berlin und seine Leute mit kälteren, ruhigeren Blicken ansah. Die Stadt selbst kam ihm monoton und geschmacklos vor; er vermist den Reiz der Altertümlichkeit und ist ärgerlich, vom Andenken Lessings, obgleich dieser sich längere Zeit in Berlin aufhielt, keine Spur zu finden.

Um so angenehmer war es Heine, in der stillen Dichtergemeinde, die seit langem dem literarischen Heros des Jahrhunderts, Goethe, einen verehrungsvollen Kultus widmete, in dem Gesellschaftskreis der Rahel Levin, eingeführt zu werden. Ein anderer schöngeistiger Gesellschaftskreis, den er besuchte, war der der Dichterin Elise von Hohenhausen.

Auch die lustige Gesellschaft junger Schönegeister und Künstler, die sich im alten Kasino in der Behrenstraße und in der Wein- stube von Lutter und Wegener versammelte, zählte Heine zu den ihren. Heine bedurfte damals der Zerstreung, wenn ihn einsame Dual nicht verzehren sollte; war es doch um diese Zeit, im Frühjahr von 1821, daß er die Nachricht von der Verlobung der Geliebten, an die sein Herz mit allen Banden innigster, leidenschaftlichster Neigung gefesselt war, erhielt. Sie hatte einen reicheren Bewerber dem jungen Dichter, dem damals schon der Vorbeer zu grünen begann, vorgezogen, und zwar, nach Heine's Meinung, durch die ihm feindlich gegenüberstehenden Verwandten dazu gedrängt. Diese Meinung, daß die Geliebte ohne sonderliche Neigung und weil ihr während seiner Abwesenheit „die Zeit zu lang geworden“, einem andern die Hand gereicht habe, sich aber in der neuen Ehe nicht glücklich fühle, sondern elend sei, wie er, elend durch ihre Falschheit und ihren Treubruch, hat Heine in vielen seiner schönsten Gedichte zum Ausdruck gebracht. Ich führe hier nur das folgende an, dem die Robert Schumann'sche Musik eine noch ergreifendere Sprache verliehen hat:

„Ich grolle nicht, und wenn das Herz auch bricht,
Ewig verlorenes Lieb! Ich grolle nicht.
Wie du auch stralst in Diamantenpracht,
Es fällt kein Strahl in meines Herzens Nacht.“

Das weiß ich längst. Ich sah dich ja im Traum,
Und sah die Nacht in meines Herzens Raum,
Ich sah die Schlang', die dir am Herzen frist,
Ich sah, mein Lieb, wie sehr du elend bist. . . .“

Inwieweit diese Annahme Heine's berechtigt ist, wissen wir nicht, sondern eben nur soviel, daß Amalie Heine, die Tochter seines Oheims Salomon — denn diese war des Dichters Geliebte —, am 15. August 1821 dem Gutsbesitzer John Friedländer in Königsberg ihre Hand reichte.

So vertraute er sein Leid der Muse, und diese gab ihm dafür zurück melodische, weiche Lieder, in die all' der wilde Schmerz so anmutig eingesponnen war, daß sich der Dichter besser mit ihm verstehen lernte. Er widmete sich auch den bisher so arg vernachlässigten juristischen Studien mit neuem Eifer, wozu nicht das wenigste seine Beschäftigung mit der hegel'schen Philosophie beitrug. Außerdem setzte er sein Studium der altdeutschen Literatur fort und beschäftigte sich, durch die Vorlesungen Franz Bopp's dazu veranlaßt, auch eingehender mit den orientalischen Sprachen und den in ihnen geschriebenen Werken. Ferner besuchte er die wolschen Kollegien über griechische Literatur oft und gern.

Heine dachte jetzt ernstlich daran, eine erste Sammlung seiner Gedichte herauszugeben. Schon früher, in Bonn, hatte er eine solche Sammlung in Angriff genommen und das Manuskript an den Buchhändler F. A. Brockhaus in Leipzig gesandt; letzterer schickte ihm aber nach einigen Wochen die Gedichte mit dem üblichen Bemerkten zurück, daß er zur Zeit schon durch zu viele Verlagsartikel allzusehr beschäftigt sei. Der Dichter wußte sich damit zu trösten, daß das Bemühen tausend anderer bedeutender Geister, und z. B. auch Goethe's, ihre ersten Schöpfungen an die Öffentlichkeit zu bringen, von nicht besserem Erfolg begleitet gewesen sei. In Berlin nun vermittelte ihm Barnhagen die Bekanntschaft des Professor Subitz, der die in rein literarischen Dingen damals besondere Geltung besitzende Zeitschrift „Der Gesellschafter“ herausgab, und in der letzteren veröffentlichte dann der junge Poet vom 7. Mai 1821 an eine Anzahl seiner Gedichte, die durch ihren wild erregten, leidenschaftlichen Klang und ihre eigentümliche Form sofort ungewöhnliches Aufsehen hervorriefen, sodaß sich der Chef der mauer'schen Buchhandlung, der Verleger des „Gesellschafter“, daraufhin bestimmen ließ, die heine'schen Gedichte in Verlag zu nehmen, wenn auch, ohne dem Dichter dafür ein andres Honorar als vierzig Freiemplare zu gewähren.

Wenn diese Gedichte auch in ihrer Form zuweilen, z. B. durch den Gebrauch altertümlicher Wendungen und manche schon in ihren Stoffen den Zusammenhang der Entwicklung des Dichters mit der romantischen Schule nicht verkennen ließen, so waren sie im einzelnen doch wieder zu eigentümlich gehalten, als daß man die darin zum Ausdruck gelangende bedeutende Originalität des jungen Poeten hätte übersehen können. Mit dem einfachen Charakter des Volksliedes, welchem nachzuahmen sich die Romantiker Brentano, Fouqué und Arnim bestrebt — Heine hatte in dieser Hinsicht besonders von Uhland, dessen Lieder und Balladen er schon frühzeitig gelesen, profitirt —, vereinigten diese Lieder und Romanzen eine Leidenschaftlichkeit und Kraft des Inhalts, die ihren Grund in der Gewalttätigkeit und Macht des wirklich Erlebten, ihren Quell in dem sturmbelegten, von den Qualen einer unglücklichen Liebe zerrissenen Herzen des Dichters hatten, entgegen der künstlich erzeugten Gefühlsduselei und den widernatürlichen Gedankenverrentungen der meisten Romantiker. (Fortsetzung folgt.)

Eine verschollene Tugend.

Streiflichter auf die Kultur der Vergangenheit und Gegenwart.

Viele von unseren Leser kennen wol das Gedicht Seume's von dem „Kanadier, der Europens überläufige Höflichkeit nicht kannte“, dabei aber ein Viederemann war vom Scheitel bis zur Sohle. Besagte ehrlische Rothhaut beweist durch die Gastfreundlichkeit, die sie einem bleichgesichtigen Pflanzler gewärt, welcher ein hartberziges Schenjal gewesen sein muß, dieweil er den bei dem „schrecklichsten der Donnerstürme“ an seinem Herde Schutz suchenden Wilden schnöde abgewiesen und höchst beleidigend beschimpft hat.

Man ist gewöhnt, den roten Menschenbrüdern in Nordamerika nicht viel Gutes zuzutrauen. Sie halten eine heftige Abneigung gegen alles, was Civilisation heißt, hartnäckig fest; sind zur allgemeinen Menschenbrüderlichkeit weder in der Theorie gekommen, noch in der Praxis, während wir europäisch gebildeten Leute theoretisch und wenn es weder etwas kostet, noch sonst Unbequemlichkeiten verursacht, uns, teilweise wenigstens, zu dieser schönen Lehre bekennen; sie sehen es durchaus nicht für unmoralisch an, gelegentlich

über einen civilisirten Postwagen herzufallen, ihn auszuplündern und Mann und Maus darinnen todtzuschlagen oder wenigstens zum ewigen Angedenken zu skalpiren, wohingegen wir christlich-germanischen Deutschen z. B. es schon für garnicht schön erachten, wenn einer auf der Post einmal ein kleines Brieflein erbricht und sich in den Mitgenuß des Gedankeninhalts setzt, — — kurz, sie unterscheiden sich recht zu ihrem Nachtheile von uns, diese roten Leute jenseits des großen Wassers, deren Biederkeit der wachere Seume in dem erwähnten Gedichte ein Denkmal aere perennius — dauerhafter, als wäre es von Erz — gesetzt hat.

Um dem Kanadier sowol als unserm Seume gerecht zu werden, müssen wir uns den Schluß des Gedichts noch einmal vor Augen halten: der Pflanzler hat sich auf der Jagd verirrt und findet nach langem Suchen in dieser Wildniß und zwischen schwarzen Felsenwänden, „über Stock und Stein, durch Tal und Bäche“, endlich eine kleine Behausung, deren Injassen er um Obdach bittet:

Kommt herein, versteht der Unbekannte,
Wärmt euch; noch ist Feuer in der Hütte!
Und er führt ihn auf das Winzentlager,
Schreitet finster tropig in den Winkel.
Holt den Rest von seinem Abendmahle,
Hummer, Lachs und frischen Bärenschinken,
Um den späten Fremdling zu bewirten.
Mit dem Hunger eines Waidmanns speiste,
Festlich wie bei einem Klosterschmause,
Neben seinem Wirt der Europäer.
Fest und ernsthaft schaute der Hurone
Seinem Gaste spähend auf die Stirne,
Der mit tiefem Schnitt den Schinken trennte,
Und mit Wollust trank vom Honigtrank,
Den in einer großen Muschelschale
Er ihm freundlich zu dem Male reichte.
Eine Bärenhaut auf weichem Moose
War des Pflanzlers gute Lagerstätte.
Und er schlief bis in die hohe Sonne.
Wie der wilde Jone wilöster Krieger,
Schrecklich stand mit Bogen, Pfeil und Köcher
Der Hurone jetzt vor seinem Gaste,
Und erweckt ihn, und der Europäer
Griff bestürzt nach seinem Jagdgewehre;
Und der Wilde gab ihm seine Schale,
Angefüllt mit süßem Morgentranke.
Als er lächelnd seinen Gast gelabet,
Bracht' er ihn durch manche lange Windung
Ueber Stock und Stein, durch Tal und Bäche,
Durch das Dicht auf die rechte Straße.
Höflich dankte sein der Europäer;
Finstertüdelnd blieb der Wilde stehen,
Sah stark dem Pflanzler in die Augen,
Sprach mit voller, fester, ernster Stimme:
Haben wir vielleicht uns schon gesehen?
Wie vom Blitz getroffen stand der Jäger,
Und erkannte nun in seinem Wirte
Jenen Mann, den er vor wenig Wochen
In dem Sturmwind aus dem Hause jagte,
Stammelte verwirrt Entschuldigungen.
Ruhig lächelnd sagte der Hurone:
Seht, ihr fremden, flugen, weißen Leute,
Seht, wir Wilden sind doch bessere Menschen!
Und er schlug sich seitwärts in die Büsche.

Wie reimt sich nun die, möchte ich sagen, heroische Humanität dieser Gastfreundschaft zu der Wildheit, Sittenroheit und Gefüßlosigkeit für fremdes Leid, wie sie den Indianerstämmen, gleich allen Völkern auf tiefer Kulturstufe, notorisch eigen ist? Wer sich das Antworten leicht zu machen gewohnt ist, wird geneigt sein, den menschenfreundlichen Dichter schlankweg der Erfindung oder zum mindesten gröblicher Uebertreibung zu zeihen. Solche Huronen lebten nur in Seume's Kopfe, wird er sagen; einem Menschen, den man nicht leiden kann, der einen schlecht behandelt hat, erweist ja nicht einmal ein Kulturmenschen Vorkatzen, viel weniger ein Wilder.

Aber so einfach ist die Sache doch nicht abzutun, denn — Seume brauchte sich die Huronen seiner Poesie nicht erst selbst zu schaffen, sondern fand sie wirklich wildwachsend vor in den Wäldern der britischen Besitzungen in Nordamerika, die er als von den Engländern dem Kurfürsten von Hessen abgekauft und von dessen Werbern auf der Landstraße gestolener Soldat kennen zu lernen das Vergnügen hatte.

Die Rothhäute sind roh, furchtbar, tierisch roh — das ist eine unbestrittene Wahrheit; sie sind aber vielfach auch von einer weit über unsere Kulturbegriffe hinausgehenden Gastfreundschaft — das ist nicht minder wahr.

Ein umherstreifender Indianer hat nicht nötig, auf eine Einladung zu warten, wenn er hungrig ist und vor einer fremden Indianerwohnung steht; er tritt ein, wenn es ihm so gefällt, ohne zu grüßen oder sonst ein Wort zu sagen, schaut sich nach Speisen um und Trank, sättigt sich und geht darauf von dannen, ohne auch nur die leiseste Notiz von seinem freiwillig unfreiwilligen Gastgeber genommen zu haben. Ist er müde, so legt er sich zum Schläfe nieder und zieht sich erst ebensowenig ceremoniös zurück, wenn er ausgeruht ist.

Die Indianer sind übrigens keineswegs die einzigen Menschen, welche sich durch die Tugend der Gastlichkeit auszeichnen; letztere findet sich vielmehr bei den meisten kulturarmen Völkern der Vergangenheit und Gegenwart.

Als das, eine herrliche, leider nur viel zu rasch vorüberziehende Zukunft verheißende, Frührot der altgriechischen Kultur über die nordöstlichen Gestade des Mittelmeers hin zu leuchten begann, stand dort jeder Fremde, den sein Weg an hellenischer Tür vorüberführte, unter dem Schutze des Zeus Kenios, des gastlichen Götterkönigs. Man fragte nicht, von wannen einer kam und wo er hinging, so wenig wie bei den amerikanischen Indianern, aber man ging ihm freundlich entgegen, bereitete ihm ein Bad, daß es ihn erquickte, lud ihn dann zum Male, das aus Fleisch, Brot und Wein bestand, ließ ihm von den sangeskundigen Dienern des Hauses von den Taten der Helden vorsingen, stellte ihm die Herrin des Hauses vor, die zwar nicht am Male teilzunehmen pflegte, sondern nur die Unterhaltung zu würzen kam, während sie gleichzeitig ihre häusliche Arbeit verrichtete. Erst wenn der Wein geprüßt gemacht, oft auch erst nach mehreren Tagen, fragt man den Fremdling nach Namen und Geschäft. Dann gönnt man ihm die Ruhe in der Halle des Hauses, wo aus weichen Lagerdecken für ihn eine Schlummerstätte bereitet wurde. Der Gast bleibt, solange es ihm gefällt, und wenn er scheidet, gibt man ihm freundliche Wünsche auf den Weg und ein Gastgeschenk, welches zur Erinnerung aufbewahrt wird und oft als Besiegung einer Art von Gastfreundschaftsvertrag auf Gegenseitigkeit gilt.

Auch bei unsern Vorfahren und ihren Nachbarn, den Germanen und Slawen, hielt man auf gastfreien Empfang der Fremden. Daß sie zumeist nicht so reich waren, als die homerischen Helden, stört sie dabei nicht. Ungenirt verzehrten sie mit dem Gaste, was sie hatten, dann aber machten Gast und Gastgeber gemeinschaftlich einen Besuch beim Nachbar und aßen und tranken dem alles auf, was er besaß, um dann, wenn die Bech- und Schmauselust sich garnicht besiegen lassen wollte, auch mit diesem noch ein oder einige Häuschen zu gleichem Zweck weiterzuziehen. Tagelang währten so die Wandergelage unserer, wahrscheinlich noch mit besseren Magen als wir ausgerüsteten Altvordern. Die Slawen strengten sich nicht weniger für den Gastfreund an; hatten sie nach ihrer Meinung nicht genug, um ihn gebührend zu bewirten, so legten sie sich eifrig auf das Rauben und Stehlen, damit der Gast ja nicht zur Klage Ursache bekäme.

Von den vielen Völkern, welche bis in die letzten Jahrhunderte noch sich durch opferfreudige Gastfreundschaft auszeichneten, sind die unsren Lesern wenigstens dem Namen nach wohlbekanntesten die Tscherkessen. Ihr freilich nach unsern Begriffen meist sehr ärmliches Haus stand dem Gaste völlig zur Verfügung; selbst die unverheirateten Töchter mußten ihm dienen, ihn lieblosen, und suchten sich ihm besonders dadurch gefällig zu erweisen, daß sie gewissen Thierchen nachstellten, welche den Körper, und vornehmlich das Haupt des würdigen Freundes oft in unzählbarer Menge heimgeführt hatten und belästigten.

Die den Tscherkessen benachbarten andern Kaukasusbewohner, die Osseten, jetzt noch im Westen des Kasbek wohnend, machen sich erst recht zum Sklaven des Gastes. Der Hausherr bedient stehend den Fremden beim Mal oder nimmt, wären dieser ist, als Schildwache mit einem Stock in der Hand vor dem Zelte platz. Bei anderen Völkern auf derselben Kulturstufe bedient der Wirt den Gast, ohne selbst mit ihm zu essen, wie bei den im Norden vom Kaukasus sitzenden Abchajen und den im Himalaya-land Kasristan zwischen Ostindien und Afghanistan wohnenden Kasirs oder Schiaposch. Bei einigen ähnlich gesitteten Völkerstämmen darf der Wirt in Gegenwart eines Gastes nur das essen, was der Gast ihm zuwirft. Gleichzeitig entwickeln diese Völker bei der Fremdenbewirtung eine Zartheit der Rücksichtnahme, wie man sie kaum für möglich halten sollte. Weil im Himalaya die Gebiete verschiedener Religionsgemeinschaften aneinanderstoßen und ineinanderlaufen, einzelne Religionen aber besonderen Vorschriften

folgen beim Schlachten des Viehs, so bringt der Kasir dem unbekanntem Gäste, nach dessen religiösem Bekenntnis zu forschen, er für ungasflich hält, das zur Verpeisung ausgewälte Schaf oder die Ziege lebendig, damit der Fremde sie nach dem Geſetze seiner Religion schlachten könne.

Bei einer großen Zahl von Völkern gehen die Pflichten der Gasflichkeit noch viel weiter. So bei den Bewohnern des zum nordamerikanischen Alaska gehörigen Katharinienarchipels, gleichwie bei den Tschuktischen und Korjaken im nordöstlichen Sibirien, bei einzelnen Stämmen der nordamerikanischen Indianer und selbst der arabischen Beduinen, bei denen die Frau des Gastgebers gegen den Gast dieselben Pflichten zu erfüllen hat, als gegen den eignen Gatten. Bei den genannten sibirischen Stämmen gilt es sogar als eine schwere Beleidigung des gasflichen Hauses, wenn der Fremde nicht Gebrauch macht von den ihm durch diese Sitte eingeräumten Rechten.

Auch der Brauch des Geschenkgebens an den abziehenden Fremden, welchen wir bei den Griechen fanden, bestand und besteht heute noch bei vielen Völkern. Unſre deutschen Ahnen erlaubten sich nicht einmal, die Geschenke selbst auszuwählen, sondern überließen das dem Gaste selbst — er mochte nehmen, was ihm gefiel. Und den meist christlichen Bewohnern der in neuester Zeit vielgenannten Samoainseln tut selbst die Weisung des Neuen Testaments nicht genüge: So du zween Röcke hast, so gib den einen dem, der keinen hat. Sie ziehen ihr gutes Kleid vom Leibe, falls sie eins haben, und tauschen es ein gegen das schlechte Gewand des ihre Gasfreundschaft ansprechenden Reisenden.

Vielleicht werden die Leser meinen, all diese Gasflichkeit reiche immer noch nicht an den Edelmut hinan, den der seume'sche Hurone bewiesen habe, indem er seinem persönlichen Feind Obdach und Schutz gewährt habe.

Aber grade dies ist die Krone des gasflichen Benehmens der meisten wilden Völker, daß sie auch Feinde, Todfeinde sogar, so behandeln, wenn sie Schutz suchend an die Pforte des Hauses klopfen.

Chamisso's Gedicht „Corjische Gasfreundschaft“ hat einen nicht minder reellen Hintergrund, als das oben citirte seume'sche.

Die Blitze erhellten die finstre Nacht,
Der Regen strömt, der Donner kracht,
Der mächtige Wind im Hochwald saust,
Der wilde Gießbach schwillt und braust.

Und düsterer noch, als der nächtliche Graus,
Starrt Rocco der Greis in die Nacht hinaus,
Er stehet am Fenster und späht und lauscht,
Und fährt zusammen, wenn's näher rauscht.

„Der Bote muß es, der blutige, sein.
Du bist es, Beter Giuseppe? — Rein! —
Die Zeit ist trüg — es wird schon spat —
Ist solche Nacht doch günstig der Tat.

„Du, Polo, bringst uns selber dein Haupt,
Hast thöricht die Rache schlafend geglaubt,
Hast her dich gewagt in unsern Bereich,
Die Rache wacht, das erfährt du gleich.

„Du kommst dort über den Gießbach nicht.
Euch Schützen geben die Blitze Licht;
Geschmähret seid ihr — trifft ihn gut!
Wascht rein die Schmach in seinem Blut!“

Da pocht's an die Tür, er fährt empor,
Er öffnet schnell — wer steht davor? —
„Du, Polo? — zu mir? — zu solcher Zeit?
Was willst du? rede.“ „Gasflichkeit.

Die Nacht ist schaurig, unweegbar das Thal,
Es lauern mir auf die deinen zumal.“ —
„Ich weiß dir Dank, daß würdig du hast
Von mir gedacht: Willkommen mein Gast.“

Er führt ihn zu den Frauen hinein
Und heißt sie ihm bieten Brot und Wein;
Sie grüßen ihn stannend, gemessen und kalt;
Die Hausfrau schafft ohn' Aufenthalt.

Sobald er am Herd sich wärmt und gespeist,
Erhebt sich Rocco, der gelovt ihn heißt,
Und führt ihn selbst nach dem obern Gemach:
„Schlaf' unbesorgt, dich schirmt mein Dach.“

Er steht, wie im Osten der Morgen graut,
Vor seinem Lager und ruft laut:
„Wach' auf! steh' auf, es ist nun Zeit;
Ich gebe dem Gast ein sich'res Geleit.“

Er reicht ihm den Imbiß und führt alsbald
Ihn längs des Tals durch den finstern Wald
Und über den Gießbach die Schlucht hinan,
Bis oben auf den feierern Plan.

„Hier scheiden wir. Nach Corjenbrauch
Hab' ich gehandelt; so tatest du auch;
Die Rache schlief; sie ist erwacht:
Nimm ferner vor mir dich wol in acht.“

Chamisso hat den Gegenstand seines Gedichts also auch tatsächlichen Verhältnissen entlehnt, gleich Seume. Vorgänge, wie der von ihm im Jahre 1836 poetisch geschilderte, kommen heute noch vor auf der hochromantischen Insel des Mittelmeers, welche dem furchtbarsten Krieger der Neuzeit, Napoleon Bonaparte, das Leben gegeben. Dem Todfeinde, welchem eine Sippe die Bendetta, die Blutrache, erklärt hat, gewährt sie ohne Weigern Untertunft und unverbrüchlichen Schutz, sobald er den geheiligten Baum des Hauses seiner Feinde einmal erreicht hat. Jenwärts einer gewissen Grenze, hier der Gießbach, ist der Feind wieder der Rache verfallen, aber erst muß ihn sein Wirt in Sicherheit gebracht haben, er muß dessen Augen unversehrt entschwinden sein, bevor die Bendetta in ihr altes Recht tritt.

Genau dieselben Bräuche, und ebenso scharf ausgeprägt, finden wir bei südamerikanischen Indianerstämmen, z. B. bei den Goajiros, bei denen der Feind, wenn er erst in die Hütte eingedrungen ist, ohne daß ihn Pfeil oder Kugel erreicht hat, feierlich und freundlich aufgenommen und bewirtet werden muß. Und wieder tritt uns hier ein Zug besonders zarter Rücksichtnahme vor Augen: gar oft nämlich verhüllt der Wirt sein Gesicht vor dem Gaste, damit diesen ja kein Blick des Hasses treffe. Auch bei nordamerikanischen Indianern ist eine ähnliche zeitweilige Aufhebung der Todfeindschaft durch das Gastrecht im Schwang, wenn sie auch nicht grade so heilig gehalten und ausnahmslos streng beobachtet wird, als bei den soeben genannten Völkern und neben diesen bei den Arabern, den Kaukasusvölkern und den Kirgisen. Wol bei diesen allen, insbesondere aber bei den Bewohnern des Kaukasus, erstreckt sich der wirkliche Schutz über die Mauern des Hauses, ja selbst über das Weichbild des Dorfes hinaus, wenn der Wirt den feindlichen Gast begleitet oder ihm ein Zeichen seines Schutzes mitgibt, so auch bei den afrikanischen Tafun, bei denen der Stab des Gastgebers als Sicherheitspaß gebraucht wird. Wird der Gast während der Dauer des wirklichen Schutzes getödet, so kommt bei verschiedenen Völkern, z. B. den Tscherkessen, dem Wirte und seiner Familie die Pflicht der Blutrache zu, bricht der Wirt selbst die Gasfreundschaft, so übt bei Tscherkessen und Oseten die Dorfgemeinde die Gerechtigkeit der Strafe, welche letztere meist in der durch Herabstürzen von einem Felsen geübten Todesstrafe besteht.

Zu verschiedenster Zeit und bei verschiedensten Völkern finden sich gesetzliche Verordnungen sowie eine Organisation gasflicher Fremdenbewirtung und Beschützung gewissermaßen embryonal, im Reime, vor.

So bei den Burgundern, welche ursprünglich in den Flußgebieten der Neze und Warthe saßen und im fünften Jahrhundert nach Chr. zwischen den Alpen und Cevennen ihr vom Mittelländischen Meer bis zur Champagne hinaufgehendes Reich gründeten. Bei ihnen wie bei den chinesischen Mongolen bestrafte das Gesetz die Verſagung der Herberge mit schwerer Buße, bei den Burgundern in Geld, bei den Mongolen in Vieh.

In Samoa hat bei zahlreichem Fremdenbesuch — nicht selten geschieht es, daß ganze Stämme solche Bistten abstaten — die ganze Gemeinde einzutreten. Aus jeder Familie werden Mitglieder ausgewählt, welche für denjenigen Teil der Lebensmittel zu sorgen haben, der von einem mit dieser Aufgabe betrauten Häuptling als auf jede Familie fallend bezeichnet wird. Hat dem Stamme ein vornehmer fremder Häuptling die Ehre seines Besuchs geschenkt, so überreichen ihm alle Mitglieder des Stammes ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, in feierlicher Gänsemarsch-Prozession bei ihm vorbei paradirend, die betreffenden Nahrungsmittel, indem sie sie eines nach dem andern vor ihm auf die Erde legen.

Bei anderen, vorzüglich bei afrikanischen Negervölkern, überträgt die Gemeinde ihrem Häuptling die Pflicht der Fremdenbeherbergung, und gibt ihm dafür eine Abgabe, entweder einen größeren Anteil an der gemeinsamen Ernte, bei Einzelwirtschaft einen Fruchtzehnten u. dgl.

Da, wo die Beherbergung der Fremden durch die Gemeinde geschieht, werden dieselben häufig im Versammlungshaus des

Dorfes untergebracht; so auf den polynesischen Inseln und den Fidjiiinseln u. v. a. Die Fidjiiinsulaner widmen auch ihre Tempel diesem Zwecke. Noch weiter vorgeschritten sind die Bewohner von Madagaskar, die von Beludschistan, die der Insel Dahlat im Rothen Meer, welche gleich den Kretensern im griechischen Altertum eine besondere Gasthütte oder ein Gasthaus auf Gemeindeflopfen errichtet hatten, welches den Fremden zu Gebote stand. Bei einzelnen Kaukasusbölkern, z. B. den schon genannten Osseten und Abchasen und bei den Armeniern erbauen solche Gastbehäufungen die reichen Stammmitglieder auf eigne Kosten, während die etwas weniger bemittelten grade so gut wie die wohlhabenderen Mitglieder der Kulturvölker meistens besondere Zimmer in ihren Wohnhäusern, Besuchszimmer, für Fremde in Bereitschaft halten.

Ein weiterer Kulturfortschritt, welchen das Bewußtsein gastlicher Pflichten veranlaßt hat, war es ohne Zweifel, wenn die in kulturhistorischer Beziehung so überaus bedeutsamen Religionen, die im Schoße der asiatischen Völker nicht nur ihren Ursprung genommen, sondern auch ihren weitaus überwiegenden Verbreitungskreis gefunden haben, die Religion Buddha's, die persische Religion des Zoroaster und die des Muhamed, es nicht nur für eine religiöse Pflicht erklären, den Reisenden Obdach und Erquickung zu gewähren, sondern auch Wege zu bauen und die Wege in gutem Stand zu erhalten.

Die Perfer machen Brunnen an den Landstraßen zum Gegenstande frommer Gelübde; auf Ceylon findet man an den Straßen mächtige Krüge mit Wasser gefüllt — hier wie dort sind Becher an den Brunnen oder an dem Krug befestigt. Auch der Buddhismus empfiehlt das Graben von Brunnen zu Nutz und Frommen der Reisenden.

Aus demselben menschenfreundlichen Pflichtgefühl sind die Vorbilder unserer Chauffee-Alleen entstanden. Die bezüglichen Bestimmungen der orientalischen Religionen verlangen die Pflanzung der Landwege mit Bäumen, damit die Reisenden vor der Sonne Brand geschützt seien und Früchte ihren Hunger und Durst stillen möchten.

Auch bei den alten Griechen standen die Früchte der Obst-

bäume am Wege dem Wanderer zum Genusse frei; auf Oahaiti sind ganze Wäldchen von Kokospalmen in gewissen Zwischenräumen an den Landstraßen angelegt, welche dem Staate gehören und der Absicht dienen, mit der der Kokosnuß entquellenden erfrischenden Milch, die in den älteren Nüssen zum haselnußartigen Eiweißkörper des Kokosnußkerns erhärtet, den Wanderer zu laben.

Ebenso gehören auf den Samoainseln die Kokosnüsse an den Wegen den Reisenden, denen es hier auch erlaubt ist, im Notfalle Bäume zu fällen und nach Belieben zu benutzen; und in Armenien unterhalten reiche Landeigentümer ganze Obstgärten ausschließlich oder hauptsächlich zur Benutzung der Wanderer.

Bei einer Reihe von Indianerstämmen kann der Fremde seinen Hunger an den Speiseopfern stillen, welche den Göttern durch Niederlegen am Wege dargebracht werden. Dafür hat er nur irgendetwas anderes, sei es an Wert noch so gering, hinzulegen, am besten Tabak. Merkwürdig ist, daß dieser indianischen Sitte eine altgriechische vollkommen entspricht: man legte vor den an der Straße stehenden Götterstatuen Speisen nieder, die zu genießen nur dem hungrigen Wanderer nicht zur Sünde angerechnet wurde.

Aber nicht allein die Beherbergung, Bewirtung und Beschützung der Fremden ist bei fast allen weniger hochcivilisirten Völkern, als wir zu sein uns rühmen können, Brauch, selbst Gesetz, sondern bei vielen ist es sogar ausgeprochene und ängstlich festgehaltene Sitte, dem Fremden mit freundlichem, liebevollen Benehmen entgegenzukommen. Dies finden wir wiederum in Altgriechenland, ferner in Irland und gegenwärtig noch auf den mehrerwähnten Samoainseln.

Die Tugend der Gastfreundschaft führte also mehr als jede andre Tugend ihren Namen mit der Tat und wäre sicherlich wert gewesen, von unsrer Kultur nicht so gänzlich bis auf wenige sparsame Ueberreste ausgerottet zu werden. Aber diese Tugend ist, und wird bleiben, verschollen, — kalt und teilnahmslos treibt der riesig gesteigerte Verkehr die Menschen aneinander vorbei und läßt dem Gemüt nicht Zeit, zu Atem und zu seinem Rechte zu kommen.

Mein Freund, der Klopfgeist.

Eine Spiritistengeschichte aus dem letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts. Von S. C.

(XI. Herr Mehig übernachtet bei mir. — Der Besuch von Hanna Wunder.)

„Was ist Ihnen, Herr Mehig? Womit kann ich Ihnen helfen, — Ihnen muß etwas Furchtbares geschehen sein!“

„Ich — mir?“ stotterte er. „Gott bewahre — mir ist gar nichts geschehen —“

„Aber Sie sind ganz bleich — —“

„Ich, Gott bewahre, aber Sie, Herr Doktor, Sie sind gewiß — krank, schwer krank, Sie glühen ja förmlich, als wenn, als wenn Ihr ganzes Blut Ihnen im Kopfe steckte, — ich will Ihnen zur Ader lassen, wenn Sie gütigst erlauben — —“

Er hatte nicht unrecht. Alles Blut drängte mir zum Kopfe, meine Stirn- und Schläfenadern waren hoch angeschwollen und hämmerten um die Wette, — aber was ging das den Kaseur an?

„Ich danke Ihnen für den guten Willen,“ sagte ich abweisend.

„Mir fehlt nichts. Aber was Ihnen fehlt und was Sie hier wollen, Herr Mehig, möchte ich nun gern wissen.“

„Nun, Herr Doktor, zunächst ein fröhliches, gesundes Neujahr.“ Er sah wie in größter Verlegenheit im Zimmer umher, suchte in seinen Taschen und tat ganz wie ein Mensch, der keine Ahnung hat, was er selbst eigentlich will. „Ich — ich habe nämlich meinen Haus Schlüssel vergessen — —“

„Und?“

„Und — ich, nehmen Sie es nur nicht übel, Herr Doktor, da wollte ich Sie bitten, Herr Doktor, ob ich nicht vielleicht bei Ihnen übernachten könnte.“ Er athmete auf und pustete laut, als dies Anliegen heraus war.

„Mir war, als ob ich einen Irnsinnigen vor mir hätte.“

„Bei mir übernachten? Wol in meinem Bette, Herr Mehig?“

„Ach Gott, was Sie von mir denken, Herr Doktor. Ich lege mich, wenn Sie mir erlauben, auf die Decke im Vorjaale, die Fußbodenbede, und nehme eine Kiste unter den Kopf, oder was Sie sonst wollen, und ich hätte Sie ganz gewiß nicht gestört, wenn draußen nicht ein Hundewetter wäre und in meinem Hause

ein Hausmann wäre, der mich hereinlassen könnte. Ich weiß, Sie müssen mich für einen unverschämten Keul halten, aber ich sah Nichts bei Ihnen, Herr Doktor, und Ihr Hausmann kam grade auch nachhause, und da dacht' ich, so ein Plätzchen, wie einem müden Hundekötter würden Sie mir auch gönnen, — 's ist wirklich en Wetter, bei dem man nicht gern einen Hund vor die Tür jagt, und wir Barbieren sind doch auch so 'ne Art Menschen —“

Was konnte ich thun?

„Legen Sie Sich hier aufs Sopha, Herr Mehig, — da ist ein Kissen unter den Kopf, — hier sind Decken. Wenn Sie einen Schluck Wein wollen, so nehmen Sie diese halbe Flasche, welche von meinem Abendessen übrig ist; auch essen können Sie noch ein paar Bissen. Wenn Sie aber großen Hunger haben, so tut's mir leid, darauf war ich nicht eingerichtet. Gute Nacht, Herr Mehig!“

Er dankte mir duzendmal und hielt noch eine lange Rede, um die ich mich nicht kümmerte. Ich schloß inzwischen die Tür, welche in den Vorjaal führte, so fest als möglich ab; denn ich hegte den lebhaftesten Wunsch, meinen Kaseur vor jeder Geistes- oder Körpererscheinung nach Kräften zu schützen. Herrn Mehig tat ich damit offenbar einen persönlichen Gefallen, denn er rief sich, sehr im Gegensatz zu seinem bisherigen auffällig verlegenen und ängstlichen Gebahren, vergnügt die Hände, als er mich das zweitemal herumschließen hörte, sagte: „Also mit Ihrem gütigen Verlaub, Herr Doktor!“ und schenkte sich ein Glas Wein ein, das er dann mit einem Zuge auf meine Gesundheit leerte.

Der arme Teufel mußte wirklich arg gefroren haben; — er flößte mir Mitleid ein, daher klang das erneute „Gute Nacht!“, welches ich ihm sagte, als ich mich selbst zur Ruhe legen wollte, viel freundlicher, als das erste.

„Ach, noch eins, Herr Doktor!“ rief mir der unermüdete Schwärzer nach, als ich schon die Tür in mein Arbeitszimmer hinter mir schließen wollte. „Nur eine ganz kurze, aber gewiß interessante Nachricht. Nächsten Sonntag, also überübermorgen,

wird wieder ein großer Geistersput bei Cannabäussen los sein, die Alte hat's gesagt — die alte Hanne."

Ich sagte nichts weiter, als: "So!" und schloß die Tür hinter mir ab. Die Nachricht war mir allerdings interessant. Da mußte sich's ja entscheiden, ob der Magnetiseur meinen Untersuchungen freien Spielraum lassen wolle oder nicht. Aber nur einen Augenblick vermochte dieser Gedanke meine Aufmerksamkeit zu fesseln, dann brach mit verstärkter Gewalt wieder die Erinnerung an sie, an meine Zauberin, die mir heute nur erschienen war, um so gleich wieder zu verschwinden, hervor. Ich warf mich nur halb entkleidet auf mein Lager, — ich dachte und träumte von ihr und von ihr allein. * * *

Als ich am folgenden Tage zu noch ziemlich früher Stunde in mein Empfangszimmer trat, war Herr Moys Rezig, mein Gast, schon verschwunden. Kunz berichtete mir, der Raseur lasse mir unterthänigst danken, er hätte ausgezeichnet geschlafen. Dem guten Jungen war es augenscheinlich höchst rätselhaft, was der Barbier während der Nacht bei mir zu schaffen gehabt hätte. Ich würde jedoch seine Neugier natürlich auch dann nicht befriedigt

haben, wenn ich weniger mit meinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt gewesen wäre.

Aber noch jemand anders wünschte Auskunft über den sonderbaren nächtlichen Besuch.

Hanna Wunder, die alte Dienerin des Magnetiseurs, servierte mir mein Frühstück zum erstenmale selbst. Kunz habe einen eiligen Gang zu machen gehabt für den Herrn, sagte sie, und damit ich nicht zu warten brauche, käme sie. Mir kam dieser angebliche Zufall sehr gelegen; auch zum erstenmale fragte ich sie nach dem Befinden Athanasias. Die Alte sah mich forschend an und sagte dann, dem Fräulein ginge es gar nicht gut. — Die Berichterstatterin schaute sich dann um, als wollte sie sich vergewissern, daß uns niemand belausche, darauf fuhr sie leise und geheimnißvoll fort: zwar sei das Fräulein so heiter und schiene so glücklich, wie sie schon lange nicht gewesen, aber diese Heiterkeit habe etwas ganz Unheimliches an sich und sie habe ihr auch anvertraut, sie wolle und werde nun ganz gewiß bald sterben — das im Verein mit noch etwas anderem, was sie der Alten nicht sagen dürfe, mache sie glücklich und zufrieden.

(Fortsetzung folgt.)

Hans Sachs und die Meisterfänger. (Bild Seite 128—29.)

Als unter der Herrschaft der Hohenstaufen Minnesang und Ritterdichtung an den Höfen der österreichischen Herzöge zu Wien und an dem Ufer des schwäbischen Meeres widertönte, ging ein freudiges Singen und Klingen durch alle Schichten des deutschen Volkes. Das Rittertum und die Kirche, ja selbst gekrönte Häupter, wie der Staufe Heinrich der Sechste und der böhmische König Wenzel der Zweite, suchten und fanden Anerkennung in der Ausübung der Dichtkunst. Aber auch das Volk ging in dem edlen Wettstreit nicht leer aus. In den fränkischen Städten entfaltete sich Industrie und Handel, der sich in der durch die Kreuzzüge und Römerfahrten vermittelten Bekanntheit und Verbindung mit den italischen Handelsstädten bereicherte und erweiterte und dem Kaufmann und Handwerker zu einer einflussreichen Stellung im Staate verhalf. Der wachsende Wohlstand suchte die Genüsse des Lebens, worunter damals in erster Linie die Pflege der Dichtkunst gehörte, sich eigen zu machen. Die beiden Gegner, Wolfram von Eichenbach und Gottfried von Straßburg, weckten die selbständige Volkskraft. Die Nachwehen der Kreuzzüge, welche über sieben millionen Menschen verschlungen und andere millionen an den Bettelstab gebracht, und die Pest (1348), der schwarze Tod genannt, machten dieser Herrlichkeit ein Ende. Geselligkeit, Schönheitskultus, Lebensfreude — alles war dahin. Alles Irdische ist Rauch, Frau Welt, scheinbar so schön und lodend, ein scheusslicher Leichnam, ein Madensack, sang damals Heinrich von Melk. — Als das höfische Minnelied verstummt war, ging die Kunst von den Rittersn auf die Handwerker über. Die Schulen der Meisterfänger trugten der Dichtung einen trodenen lehrhaften Charakter in verkünstelten Formen auf, während das Volklied durch Ursprünglichkeit allgemeine Anerkennung gewann und bei den niederen Klassen der Bevölkerung treue Pflege fand. Der Meisterfänger hohe Schule wurde Mainz und die Töchterkassen Nürnberg und Straßburg. Der Spruchwortsammler und fahrende Sänger Michael Behaim, der Wappmaler Hans Rosenplüt und der Barbier Hans Folz, die um 1430—60 lebten, sind als die eigentlichen Gründer des Meistergesangs zu betrachten, obwohl eine alte Tradition den Ursprung desselben in die Zeit des deutschen Kaisers Otto des Ersten (962) verlegt. Der fruchtbarste wie der bedeutendste aller Meisterfänger ist aber Hans Sachs, über dessen Lebenslauf unsere Leser in Nr. 2 des Jahrgangs 1880 der „Neuen Welt“ nachschlagen mögen. Obwohl mit wirklichem Dichtertalent ausgestattet, behandelte er alle Formen der Poesie im Sinne der Reformation, d. h. mit nüchternen Einförmigkeit und gesuchter Reimerei, aber niemand kann es ihm verübeln, daß er der Sohn seiner Zeit war. Unser Bild stellt den poetischen Schuster dar, wie er seinen Freunden einen seiner Schwänke, die stets mit einer Sittenpredigt endigen, vorliest. Ihm zur Seite sitzt der Schloffer Conrad Nachtigall, der selbst so sehnüchlich und klagend zu singen verstand, daß er seinen Namen wol mit Recht führte. Hinter dem Schloffer lehnt an der Wand der würdige Lehrer des Hans Sachs, der fangeskundige Leineweber Leonhard Runnenbed. Der gestrenge „Meister der Tabulatur“, Glockengießer Adam Bedmeyer raumt dem Kaufherrn Behaim ins Ohr, daß sich Meister Hans Sachs in einer Silbe „versungen“. Die aufmerksamen Zuhörer im Hintergrunde sind Fritz Rothner und der junge Behaim, zwei hoffnungsvolle Singeschüler. Die Mutter mit dem Kind ist Sachsens zweite Frau, die schöne Barbara Harsherin, die der rüstige Sechsziger im „Frauenlob“ poetisch verherrlichte. Das sinnende Mädchen, das in der Rechten eine Blume hält, ist Junger Eva, eine glühende Verehrerin der Muse des Hans Sachs. Den Abschluß unseres Bildes soll der lyrische Schusterjunge David machen, den der Vater mit etwas modern angehauchtem Welt Schmerz ausgestattet hat. Eine solche Schwärmerei kommt wol bei Schusterjungen selten vor. Richard Wagner, der den David in seinem Musikdrama „Die Meisterfänger zu Nürnberg“ ebenfalls verewigte, hat ihn seinem ursprünglichen

Element, dem derben Humor, wiedergegeben. — Das Wirken des Hans Sachs bezeichnet die Blütezeit des Meistergesangs und doch fiel er kurz nach seinem Tode gleich Shakespeare einer gründlichen Verachtung bis zur späteren Ehrenrettung durch Ranisch und Goethe anheim. Die Buchführung der Nürnberger Meisterfänger, worin auch die meisten Fabeln, Kirchenlieder, Allegorien und biblischen Erzählungen des Hans Sachs verzeichnet waren, ist im Jahre 1790, wie so manches andere in Nürnberg spurlos verschwunden. Glücklicherweise hat man Sachsens Werke in einer Spezialausgabe später auf der Stadtbibliothek vorgefunden. Sie werden immer als Sinnbild des geistigen Emporkommens des Handwerkerstandes gelten. — Obwohl die Meisterfänger die zünftige Gesefhmäßigkeit ihrer Kunst auf zwölf Minnesänger des dreizehnten Jahrhunderts zurückführten und ihr Gesefsbuch, Tabulatur genannt, aus den Werken der Dichter Wolfram von Eichenbach, Conrad von Würzburg, Reinmar von Zweter, Klingensor, Ofterdingen und Heinrich Franenlob ableiten wollten, so dürfte doch nur der letztere mit dem Schmied Bartel Regenbogen die erste Singer-Zunung im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts in Mainz gestiftet haben. Die Verbreiter des Meistergesangs, Behaim, Rosenplüt und Folz haben wir schon oben genannt. Noch im Laufe desselben Jahrhunderts entstanden Meisterfängerschulen in Straßburg, Frankfurt, Würzburg, Zwickau und Prag, im nächsten Jahrhundert in Augsburg, Regensburg und Nürnberg, und wieder hundert Jahre später in Kolmar, Regensburg, Ulm und München. Ausläufer des genossenschaftlichen Verbandes drangen östlich bis Steiermark, Mähren und Schlesien und nördlich bis Magdeburg und Danzig, aber überall war man mit peinlicher Sorgfalt bemüht, die Statuten der hohen Schule von Mainz einzuführen, deren Tabulatur als Dogma galt. Wenn die Tabulatur noch nicht geläufig war, hieß Schüler; wer sie kannte, Schulfreund; wer einige Töne zu singen verstand, Singer; wer nach fremden Tönen Lieder machte, Dichter; wer einen neuen Ton erfand, Meister. Diese Töne oder Weisen hatten wunderliche Bezeichnungen wie z. B. des Regenbogen güldener Ton, der Mäglen langer Ton, der blaue oder rothe Ton, die Gelbveigleinweis, die gestreifte Saffranblümleinweis, die gelb Löwenhautweis, die verschlossene Helmweis, die kurze Affenweis, die fett Dachweis. Die Versarten hießen Gebäude, der Stropfenbau Bar und die Stropfen Gefäße. Daß die Erfindung neuer Töne und neuer Stropfenformen nach und nach zur Hauptsache im Meistergesang wurde, und dieses mühsame Reimezusammenschweißen vorwiegend biblische Erzählungen behandelte, war die Ursache der erkünstelten Form und des lehrhaft hausbackenen Wesens des Stoffes. An die Stelle der ritterlichen Ueberschwenglichkeit der Minnesänger trat die nüchternen Verständigkeit der Meisterfänger. Seit Karl der Vierte die Meisterfänger mit Zunnungsrechten und Freibriefen begabt hatte, mehrten sich die Singeschulen ungemain und die Viederkunst wurde gewerbsmäßig behandelt, bis die Meisterfängerei zum leeren Schaupränge wie etwa unser Concertwesen wurde; Beweis davon, daß bei Lebzeiten des Hans Sachs Nürnberg 250 „Meisterfänger“ aufzuweisen hatte. Auch an der Kritik in unserem heutigen Sinne fette es nicht, welche als Gemerk, bestehend aus dem Bächnermeister, Schlüsselmeyer, Merkmeister und Kronenmeister die Uebungen leitete, um die Fehler der vorgetragenen Stücke anzumerken, das Urteil über die Sänger zu sprechen und denselben die Preise zuzuerkennen. Der erste Preis bestand in einem aus Goldblech geschlagenen Bilde des Königs David, der zweite aus einem Diadem von Silberblech, der dritte aus einem Kranz von seidenen Blumen. Die Lieder wurden singend, jedoch ohne Musikbegleitung auf dem Singestul vorgetragen. Wer „versungen“ hatte, mußte den Stul verlassen, während derjenige, der „in der Kunst glatt“ war, von dem Kronenmeister mit dem Preise geschmückt wurde, den die Meister ihm zuerkannten. Das „Schuldingen“ fand alle Sonntage im Rathause, die „Fest-Schule“ jedoch nur dreimal im Jahre, zu Ostern, Pfingsten und Weihnachten in der Kirche

statt. Meister, Dichter, Singer, Schulfreunde und Schüler waren an solchen Feiertagen versammelt, die ehrlame Verwandtschaft, Männer und Frauen, gegenwärtig, um manches reiche Mutterföhnchen mit den geistigen Erzeugnissen eines armen Schluders prunkten zu hören. — Wie einst die Pest und die Kreuzzüge, welche Burgen und Weiler verödeten, den Minnegesang verstummen machten, so hat der dreißigjährige Krieg, der den Wohlstand der Städte vernichtete, die Singeschulen entvölkert. Schon als Luthers Zeitgenossen, die sorgsamsten Pfleger des Meistersingens, welche zumeist der neuen reformatorischen Kirchenlehre zugetan waren, dahin starben, schwand die geistige Bedeutung des Meistersingens. Als auch Handel und Gewerbe durch fast unerschwingliche Kriegskontributionen gehindert waren und die deutschen Städte durch das 17. und 18. Jahrhundert ein kümmerliches Dasein fristeten, war der Geist des Volkes ein zu entarteter, als daß es je zu einem nachhaltigen Aufschwunge der Singekunst hätte kommen können. Das Kind des einst kräftig blühenden Städtewesens siechte dahin, wenn auch einzelne Singeschulen ihre Tätigkeit still und treu bis tief ins 18. Jahrhundert und später fortgesetzt haben, wie denn z. B. in Ulm noch 1830 zwölf alte Meistersinger vorhanden waren, von denen am 21. Oktober 1839 die vier zuletzt übriggebliebenen den alten Meistersang feierlich beschloßen und ihr Inventar dem Ulmer Liederfranz vermacht haben. — Künftige Kultur- und Literaturhistoriker werden es den Meistersingern hoch anrechnen, daß diese ehrsamten Handwerker zu einer Zeit, wo es die zünftigen Gelehrten unter ihrer Würde hielten, für das Volk zu schreiben, in ihrem Kreise manchen Keim der Bildung gepflanzt und gepflegt haben. Ehre ihrem Andenken, das uns die merkwürdigste Erscheinung der deutschen Geistesgeschichte vermittelt. Die Sänger der Blüte-Epoche unter den Hohenstaufen haben gleich den geistigen Titanen des zweiten goldenen Zeitalters der deutschen Literatur mit der herrlichsten Schönheit der hellenischen Welt Unerreichbares gezeugt, aber an gemüthlicher Hingebung an den Gegenstand und Wärme des Gefühls haben sie die Meistersinger nicht übertroffen. Dr. M. T.

Die „Stümper“ Mozart und Beethoven. Mozarts „Don Juan“ wurde in Berlin zum erstenmale am 20. Dezember 1790 im Nationaltheater aufgeführt. Bald darauf erschien in der „Berliner Chronik“ eine Kritik, aus welcher wir der Seltfamkeit wegen folgende Stelle hervorheben: „Mozart wollte in seinem „Don Juan“ etwas Außerordentliches schreiben, so viel ist gewiß, das Außerordentliche ist da, aber nicht das Unnachahmliche und Große! Grille, Laune, Stolz, aber nicht das Herz waren „Don Juans“ Schöpfer — — dessen Ausgang so ziemlich analog ist mit einer Schilderung des jüngsten Gerichts, wo, wie Seifenblasen, die Gräber aufspringen, Berge platzen und der Würangel mit der Schreckenstrompete zum Aufbruch bläst“ u. s. w.

Beethovens „Fidelio“ wurde zum erstenmale in Wien im Theater an der Wien am 20. November 1804 aufgeführt und fand in der „Allgemeinen musikalischen Zeitung“ nachstehende Beurtheilung: „Das Merkwürdigste unter den musikalischen Produkten des Monats November war wol die schon lange erwartete beethoven'sche Oper „Fidelio“ oder „Die eheliche Liebe“, welche sehr kalt aufgenommen wurde. Wer dem bisherigen Gange des beethoven'schen sonst unbezweifelten Talentes mit Aufmerksamkeit und ruhiger Prüfung folgte, muß etwas ganz anderes von diesem Werke hoffen, als gegeben worden. Beethoven hatte bis jetzt so manchmal dem Neuen und Sonderbaren auf Unkosten des Schönen geopfert; man mußte also vor allem Eigenthümlichkeit, Neuheit und einen gewissen originellen Schöpfungsglanz von diesem ersten theatralischen Singprodukte erwarten — und gerade diese Eigenschaften sind es, die man am wenigsten darin antraf. Das Ganze, wenn es ruhig und vorurteilsfrei betrachtet wird, ist weder durch Erfindung noch durch Ausführung hervorstechend. Die Ouvertüre besteht aus einem sehr langen, in alle Tonarten ausschweifenden Adagio, worauf ein Allegro aus C-Dur eintritt, das ebenfalls nicht vorzüglich ist, und mit andern beethoven'schen Instrumentalkompositionen — auch nur z. B. mit seiner Ouvertüre zum Ballet, „Prometheus“, keine Vergleichung aushält. Den Singstücken liegt gewöhnlich keine neue Idee zum Grunde, die sind größtentheils zu lang gehalten, der Text ist unaufhörlich wiederholt, und endlich auch zuweilen die Charakteristik auffallend verfehlt — wovon man gleich das Duett im dritten Akte, G-Dur, nach der Erkenntnißzene zum Beispiele anführen kann. Denn das immer laufende Akkompagnement in den höchsten Violinforden drückt eher lauten, wilden Jubel aus, als das stille wehmüthig-tiefe Gefühl, sich in dieser Lage wiedergefunden zu haben. Viel besser ist im ersten Akte ein vierstimmiges Kanon gerathen, und eine effektvolle Distantarie aus F-Dur, wo drei obligate Hörner mit einem Fagotte ein hübsches, wenngleich zuweilen etwas überladenes Akkompagnement bilden.

Die Chöre sind von keinem Effekte, und einer derselben, der die Freude der Gesungenen über den Genuß der freien Luft bezeichnet, ist offenbar mißrathen. Auch die Aufführung war nicht vorzüglich, sodaß die Oper nach zweimaliger Aufführung vom Repertoire verschwand.“

Armer Beethoven! Deine Zeitgenossen haben an dir sowie an Mozart kein gutes Haar gelassen und doch sind heute alle Musikverständigen, mit Ausnahme derer von Rio Janeiro, die jüngst den „Don Juan“ auspuffen, darüber einig, daß „Don Juan“ und „Fidelio“ das Vollendetste bieten, was wir an dramatischer Musik besitzen — selbstverständlich Wagners Musikdramen nicht mitgerechnet. Was wird man wol in hundert Jahren über den bei Lebzeiten verhimmelten Richard Wagner schreiben? Dr. M. T.

Seltame Grabausschriften. Auf dem alten Johannisfriedhofe in Leipzig befindet sich ein Leichenstein, dessen Inschrift so recht den wunderlichen Geschmac des Mittelalters und der „leipziger Kaufleute“ insbesondere bekundet. Die Inschrift ist in der Form von zwei Folioseiten eines Hauptbuches abgefaßt und enthält folgenden Wechselbrief:

Kapital-Conto.

Für des Christus unschätzbares
Lösegeld und Ranzion
Conto 100 000 Thaler.

Gewinn- und Verlust-Conto.

Am glückseligen Sterbegewinn:
Wohlgestorben ist der beste
Gewinn =
100 000 Thaler.

Anno 1669 den 7. April geboren in Scheibenberg.
Auf Felix Adam Blechschmidts bestimmten Sterbetag anno 1700 den 21. Oktober gelobe ich Jesus Christus Selbstbürge zu bezahlen diesen meinen Solawechselbrief an denselben, den Werth habe ich selbst verdient, bin mit seinem Glauben und Leben vergnügt, schenke ihm daher die ewige Seligkeit aus Gnaden. Jesus Christus.

Diese Inschrift wird von einer in den Wollen schwebenden Figur gehalten. Eine andre Figur, den verstorbenen Blechschmidt darstellend, hält den Wechselbrief in der Hand, um die Baluta (den Betrag des Wechsels) in Empfang zu nehmen. — Eine ebenfalls interessante Inschrift auf einem Leichensteine in der Kirche zu Köhren (aus derselben Zeit) wurde neulich von einem leipziger Blatte mitgetheilt. Sie lautet:

A et O.

Die Harpffe süßlich klingt — nemlich: Herr George Hund, Organist, Richter, Hospitahlverwalther und Wohlberühmter Harpffenmeister war Ao. 1644 den 11. May zu Constappel gebohren, zu Meissen, Dresden, Leipzig wohl gestimt, gab süßlich schönen Thon allhir, von 1674, als Organist, und von 1677 als ein Ehemann mit Fr. Sophia, geb. Königin, welche Ihm 6 Kinder gebohren, aber 1696 d. 10. Aug. die Harpffe klüglich springt und im 53 Jahre.

Mein Harpffen Klang
mein süßer Thon
klingt ist vor Gottes hohen Thron.

Eine andere derartige Aufschrift hat folgenden Inhalt: „Sterblicher, bedenke die Sterblichkeit, welche Fr. Rachel Regina geborne Sagerin angetreten zu Steinbach, fortgeführt im Heiligen Ehestande mit Mr. Gottfried Eichtern ohne Leibes Erben verlassen zu Köhren den 9. April 1698.“

Diesen merkwürdigen Aufschriften mögen noch zwei aus der neuesten Zeit, wie sie P. R. Rosegger im „Seimgarten“ mittheilt, angefügt werden. Nach demselben trägt das Grabmal eines Predigers in Klagenfurt die inhaltvolle Inschrift:

„Was in der andern Welt ist?
Wie oft hab' ich's gesagt und konnt's nicht wissen;
Jetzt weiß ich's und kann's nicht sagen.“

Und auf einem andern Grabstein ist zu lesen:

„Ein jeder müde Mensch,
Wenn man ins Grab ihn legt,
Läßt noch ein Kreuz zurück,
Das seinen Namen trägt.“

Die trauernde Wittwe.“

Solch' unfreiwilliger Humor dürfte wohl dem griesgrämigsten Hypochonder ein Lächeln entlocken.

Zum Schluß noch eine amerikanische Grabausschrift, die sich nach J. S. Wehle auf einem Friedhofe in New-York befinden soll. Sie lautet: „Hier liegt John Smith, er erschöpfte sich mit einem Revolver, System Colt, der auf der Stelle tödtet. Die beste Waffe für diesen Zweck.“ -z-

Inhalt. Die Schwestern, Roman von M. Rautsky (Fortsetzung). — Ueber die geistigen Gesehe, denen der Fortschritt der Civilisation unterworfen ist (Fortsetzung). — Heinrich Heine. Ein Lebens- und Charakterbild, von Dr. M. Vogler (Fortsetzung). — Eine verschollene Tugend. Streiflichter auf die Kultur der Vergangenheit und Gegenwart. — Mein Freund, der Klopffgeist. Eine Spiritistengeschichte aus dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, von H. E. (XL). — Hans Sachs und die Meistersinger (mit Illustration). — Die „Stümper“ Mozart und Beethoven. — Seltame Grabausschriften.